

## Aus dem Inhalt:

Wie kann die Tempelgemeinde  
morgen aussehen?

Islam in Deutschland

Wie herrlich leuchtet mir die Natur  
(Bernstein-Wochenende 1995)

Der Kampf einer Mutter  
gegen den Hunger

TREFFPUNKT  
Gemeindemitteilungen

# Der Blick nach vorne

Dieter Ruff

## Wie kann die Tempelgemeinde morgen aussehen?

Niemand kann mit Sicherheit sagen, wie die nähere, geschweige denn die fernere Zukunft aussehen wird. Es wäre abwegig, darüber spekulieren zu wollen. Andererseits halte ich es für geboten, darüber nachzudenken, wie es weitergehen kann und welche Möglichkeiten sich bieten mögen.

Auf dem festen Boden der Wirklichkeit ist die Zahl der Möglichkeiten nicht unbegrenzt, denn die Möglichkeiten sind bedingt durch Gegebenheiten der jeweiligen Zeit, die es zu berücksichtigen gilt beim Betreten und bei der Ausgestaltung neuer Wege im Leben der Gemeinde. Zu den vorwiegenden, aktuellen Gegebenheiten zählen meines Erachtens:

- zum einen, die zunehmende Individualisierung der Bevölkerung und die damit verknüpfte wachsende Zahl der Einzelhaushalte,
- zum anderen, die steigende Anonymität und die Neigung, dem sprichwörtlichen Nächsten nur auf Armeseil zu begegnen,
- zum dritten, die Zerstreuung der Wohnorte von Mitgliedern und Freunden der Gemeinde,
- und schließlich, das massiver werdende Angebot seitens mannigfacher Interessengruppen oder auf Massenmanipulation bedachter Organisationen.

Obwohl der generelle Ausblick hüben und drüben ähnlich sein dürfte, sind mir doch im einzelnen die Umstände und Gegebenheiten im Schwestergebiet Australien geläufiger als die genauen Verhältnisse im Gebiet Deutschland. Deshalb will ich vorwiegend in Anlehnung an das Beispiel Australien versuchen, in Kurzfassung einige Aspekte zu umreißen, die ich als wesentlich einstufe, wenn es darum geht, wie die Tempelgemeinde morgen aussehen kann.

Dabei setze ich zwei Dinge voraus: erstens, ohne Gemeinde keine Tempelgesellschaft – also Festhalten an der grundsätzlichen Gemeinde-Idee; und zweitens, die fruchtbringende Wechselwirkung des Spannungsfeldes zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft.

Zu den nach meinem Verständnis als wesentlich einzustufenden Aspekten zähle ich die folgenden:

1. Belebung von Gemeindeveranstaltungen und Gemeindegemeinschaft wie Gottesdienste, Gemeindefeste, religiöse Aussprachen und freiwillige Dienstleistungen nach dem Motto »Wir bauen am Tempel«;
2. Distanzbewältigung durch Anwendung neuzeitlicher Kommunikationsmittel wie Telefonbeantwortungs- und Anrufspeichergeräte, Telefax-Übermittlung, oder auch durch regen schriftlichen Gedankenaustausch einschließlich Beiträgen in der »Warte«;

3. Öffnung der Gemeinde nach außen durch bewußte Kontaktaufnahme mit benachbarten christlichen Gemeinden und andersgläubigen Gruppen zwecks geistiger Bereicherung und Festigung des eigenen Standpunkts; Öffnen und Wirken nach außen ebenso durch gezielten regelmäßigen Einsatz beispielsweise für ein ausgewähltes wohltätiges Projekt;

4. systematische Koordination und Kontinuität vielfältiger Gemeindedienste wie Kinderspielgruppen, Kinderlehre, Konfirmanden- und Jugendunterricht, Hobbygruppen und Freizeiten für Jugendliche und Familien mit Kindern;

5. laufende Ermittlung seelischer und praktischer Bedürfnisse von Mitgliedern und Freunden sowie deren Betreuung durch Beratung, Seelsorge oder andere angemessene Hilfestellung.

Zusammenfassend meine ich, daß es zum Werden der Tempelgemeinde von morgen neuer Anstöße und der Bereitschaft zum überlegten Wagnis bedarf. Dabei ist Altbewährtes frisch einzugliedern und Neues zu prüfen am Maßstab der Bewahrung von Menschentum. Denn Gemeinde bedingt eine Gemeinschaft von Menschen. Und das Wohl der Menschen ist unveräußerlich.

Zur gemeinsamen Arbeit für das Werden der Tempelgemeinde von morgen sind alle Mitglieder gerufen. Es gilt, auf der soliden Grundlage unserer Vorgeschichte am Tempel weiterzubauen, geeignete Chancen wahrzunehmen und sich bietende Gelegenheiten auszuschöpfen. Auch gilt es, weiterhin neues geistiges und weltliches Kapital zu schaffen und damit umsichtig umzugehen.

Gelingt das oben Ausgeführte, dann – glaube ich – wird die Geschichte der Tempelgemeinde weitergehen und eine segensreiche Spur hinterlassen. Dann werden wir auch vertrauend und zuversichtlich der Zukunft der ganzen Tempelgesellschaft entgegenzublicken vermögen. Das walte Gott.

## Auf der Warte

### Ich sehe die Gefahr

Vor kurzem wurde in Mannheim die größte Moschee in Deutschland mit Platz für 2000 Moslems feierlich eingeweiht. Dies hat bei nicht wenigen Christen in Deutschland die Befürchtung verstärkt, daß man unter uns dem Islam zu viel Einflußnahme einräume. Dazu gehören auch Überlegungen in einigen Bundesländern, für moslemische Schüler einen islamischen Religionsunterricht einzuführen. Wenn dann Auslandskorrespondenten noch darüber berichten, wie sehr Christen in manchen islamischen Ländern unterdrückt werden, dann schaukelt sich eine antiislamische Stimmung immer mehr auf.

Solange in Deutschland in Ruhe und Ordnung eine demokratische Gesinnung vorherrschend ist, solange besteht sicher noch keine Gefahr. Das aber kann sich rasch ändern. Der Türkisch-Kurdische Konflikt läßt bei vielen Mitbürgern bereits ausländerunfreundliche und antiislamische Töne laut werden. Solche Strömungen

werden, früher oder später, immer von »Rattenfängern« ausgenutzt, um ihr eigenes politisches Sूपlein zu kochen.

Ich sehe die Gefahr, daß die meisten Deutschen, und unter ihnen gerade auch die Christen, gar nicht bereit sind, sich sachlich und vorurteilsfrei mit dem Islam auseinanderzusetzen. Dazu braucht man Ruhe und Zeit, um Informationen sachlich aufzunehmen. Weder Schönfärberei, noch Scharfmacherei helfen da weiter. Man kann den Islam durch schöne Reden nicht anders machen als er ist; er kennt nicht unsere Trennung von Religion und Staat. Mit dem Koran kann man nicht umgehen wie mit der Bibel. Da gibt es keine Aufklärung und keine individuellen Spielräume. Man muß den Islam so nehmen, wie er tatsächlich ist; Kritik an dieser Religion ist schlichtweg unmöglich und Austritt aus ihr auch.

Dennoch, der Islam ist eine monotheistische Religion, den Glauben an Gott hat er mit Juden und Christen gemeinsam, auch Ehrfurcht vor Gott und soziales Verhalten gegenüber den Mitmenschen. Eine lange Latte von Gemeinsamkeiten läßt sich aufstellen. Man wird dem Islam nicht gerecht, wenn man ihn verteufelt. Auch hat es keinen Sinn, irgendwelche Stellen aus dem Koran herauszureißten und gegen den Islam zu verwenden. Dasselbe könnte man mit der Bibel auch machen.

Trotz der Gemeinsamkeiten von Judentum, Christentum und Islam muß man akzeptieren, daß es sich doch um drei verschiedene Religionen handelt. Die Frage, die sich uns stellt, ist diese: wie können wir friedlich und fair miteinander umgehen? Voraussetzung dafür ist, daß man sich sachlich und umfassend über die jeweils andere Religion informiert. Unter den Berufsschülern befinden sich zunehmend Angehörige des Islam. Wenn ich als Religionspfarrer in der Schule den Islam behandelte, war ich immer froh, wenn unter den Zuhörern einige Moslems waren. Sie waren meistens erstaunt darüber, wie umfassend wir uns mit dem Islam beschäftigten und verwundert darüber, daß wir mit Respekt von einer anderen Religion sprachen. Sicher wünschten wir als Christen, daß dies ebenso auch im Islam geschehe; aber darauf haben wir keinen Einfluß. Wir müssen als Christen tun, was unserer christlichen Religion entspricht.

Die Templer hatten in ihren Siedlungen in Palästina vielfältige Kontakte mit Arabern und Moslems. Dr. Paul Sauer hat in seinem Buch »Uns rief das Heilige Land« auf den Seiten 131-139 anschaulich darüber geschrieben. Das Verhältnis der Templer zu den Moslems war nicht ohne Probleme und mancherlei Störungen. Von beiden Seiten wurden dabei Fehler gemacht. Aus diesen Fehlern kann man lernen, man sei Templer oder auch nicht.

Das war vor annähernd hundert Jahren. Der heutige Islam ist, was seine Weltgeltung und sein Selbstgefühl betrifft, nicht mehr der Islam von damals. Wir haben es heute mit über einer Milliarde selbstbewußter Moslems zu tun. Unsere europäische und auch christliche Überheblichkeit können wir im Mottenschrank der Geschichte verschwinden lassen. Angesagt ist ein gleichberechtigter Dialog.

Mit einem moslemischen »Fundamentalisten« wird das kaum möglich sein. Dennoch bleiben auch im Islam noch genug Gesprächspartner, denn auch diese Religion ist sehr vielschichtig und man muß sehr differenzieren. Es gibt ja auch

christliche »Fundamentalisten«, die nicht gesprächsbereit und nicht gesprächsfähig sind. Zu denen möchte ich aber nicht gehören und Sie, verehrte »Warte«-Leser, sicher auch nicht.

Willi Bidermann, Pfarrer i.R.

# Islam und Islamismus

## Eine notwendige Begriffsklärung

*Der gängige Begriff »islamischer Fundamentalismus« ist irreführend. Man sollte besser von »Islamismus« reden. Was der Begriff meint und wie mit ihm der Islam von der Politik mißbraucht wird, legt Prof. Dr. H.Halm vom Orientalischen Seminar der Universität Tübingen in einem Beitrag der Zeitschrift »Evangelische Kommentare« (3/95) dar, den wir hier in Ausschnitten wiedergeben.*

Zu den gängigen Mißverständnissen, die bei der Beurteilung nahöstlicher Politik durch Europäer auftreten, gehört die Annahme, der »islamische Fundamentalismus« bedeute – oder bezwecke gar bewußt – einen Rückfall ins Mittelalter. Der Irrtum ist verständlich, berufen sich doch die »Fundamentalisten« selber auf den Koran, ein Buch des 7. Jahrhunderts, und beschwören als Ideal meist das Goldene Zeitalter der vier »Rechtgeleiteten Kalifen«, das heißt der vier ersten Nachfolger des Propheten Mohammed, die die islamische Gemeinschaft (»umma«) von 632 bis 661 regierten.

Dabei wird häufig versucht, Motive und Ziele der »Fundamentalisten« aus dem Koran heraus – durch Auffinden und Zitieren einzelner Verse – zu erklären. Wer das tut, geht den »Fundamentalisten« auf den Leim und begibt sich auf die Ebene der Argumentation und Agitation, statt die für eine Analyse dieses Phänomens nötige Distanz einzunehmen.

Schon das Wort »Fundamentalismus«, mit dem in unseren Medien alles und jedes etikettiert wird, was zwischen Algerien und den Philippinen, Tschetschenien und dem Sudan nach Islam riecht, führt in die Irre. »Fundamentalismus« ist ein religionswissenschaftlicher Begriff, der hier – ganz inadäquat – auf ein Phänomen angewendet wird, das wesentlich politischer Natur ist und häufig gar nichts mit dem zu tun hat, was die Religionswissenschaft mit »Fundamentalismus« meint.

Tatsächlich haben wir es mit einer modernen politischen Ideologie zu tun, die sich einer der islamischen Tradition entlehnten Sprache bedient und damit den Anspruch erhebt, der einzig wahre, echte, reine Ur-Islam zu sein. Mit »Fundamentalismus« im religionswissenschaftlichen Sinn bezeichnet man vor allem eine Schriftgläubigkeit, die den Wortsinn der geoffenbarten Schrift gegen sich wandelnde Deutungen verteidigt – die etwa die Schöpfungsgeschichte des Sechstageswerks gegen das wissenschaftliche Weltbild, die Erschaffung des Paares Adam und Eva gegen die Evolutionstheorie setzt.

Islamische Fundamentalisten in diesem ursprünglichen Sinn sind etwa die puritanischen Wahhabitiden, die seit dem 18. Jahrhundert auf der Arabischen Halbinsel

einen »gereinigten« Islam durchzusetzen suchten und deren Lehren bis heute das Fundament des saudischen Staates sind. Gegen die saudische Monarchie aber agitieren die »Fundamentalisten« unserer Tage: die Saudis lassen neuerdings Anhänger der »Muslimbruderschaft« verhaften, weil sie ihre Herrschaft von diesen bedroht fühlen. Schon dies müßte uns bei der Verwendung unserer gängigen Begriffe etwas vorsichtiger machen. Statt von islamischem »Fundamentalismus« könnte (und sollte) man lieber von »Islamismus« sprechen, um das Phänomen, um das es hier geht, vom traditionellen Islam – also der Religion – abzuheben und als Ideologie (wie Liberalismus, Nationalismus, Sozialismus) zu kennzeichnen.

Tatsächlich handelt es sich um eine moderne politische Ideologie, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts als Reaktion auf die als übermächtig empfundene Kolonialherrschaft der Europäer entstanden ist, seit dem Ende der zwanziger Jahre sich in organisierten Formen artikuliert (Gründung der ägyptischen Muslimbruderschaft 1928) und erst nach dem Sechstagekrieg von 1967 zu einer Massenbewegung wurde und damit erstmals ins Bewußtsein der Europäer trat.

Im Sechstagekrieg des Nahen Ostens erlitt Abd el Nassers arabischer Nationalismus eine vernichtende Niederlage; seitdem sind aus Europa importierte Ideen und Ideologien bei weiten Kreisen muslimischer Intellektueller diskreditiert; man führt die andauernde Unterlegenheit der islamischen Welt gegenüber dem nach wie vor politisch, wirtschaftlich und militärisch überlegenen Westen darauf zurück, daß die Muslime, zu ihrem Verderb, den Westen sklavisch nachgeahmt hätten, anstatt sich auf ihre eigene Stärke, ihre eigenen traditionellen Werte zu besinnen.

Der Islam als das einigende Band von rund einer Milliarde Menschen bot sich als der neue Bezugsrahmen an; alles Westliche wurde von nun an beargwöhnt, ja ver-teufelt, und neue »islamistische« Ideologien – nicht nur eine, sondern ein ganzes Bündel – schossen ins Kraut. Es sind – unverändert – Ideologien, die eine Mobilisierung gegen die europäisch-amerikanische Vorherrschaft, gegen den westlichen »Imperialismus« zum Ziel haben.

Der Islamismus ist ein Krisensymptom: er ist Ausdruck einer tiefgreifenden ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Krise der nahöstlichen Staaten. Er ist nicht die Ursache, sondern die Folge des Scheiterns der einheimischen Regime, die nach der Unabhängigkeit der nahöstlichen und nordafrikanischen Staaten an die Stelle der europäischen Kolonialherren getreten sind. Eine Antwort auf die Herausforderung des Islamismus können deshalb nur die islamischen Länder selber geben. Wirtschaftliche Stabilität sowie politische Mitsprache und wirtschaftliche Mitwirkung weiter Kreise der Bevölkerung müßten die Antwort darauf sein.

## Wie herrlich leuchtet mir die Natur

### Bernstein-Wochenende 1995

Angesichts der seit drei Wochen andauernden Regenperiode denke ich besonders gern an das sonnig-warme Seminar-Wochenende vom 20./21. Mai zurück.

Eingedenk unseres Themas »Schöpfungsglaube – Naturerkenntnis – Naturerlebnis« fuhren wir die Strecke bis zum Kloster Bernstein mit gesteigerter Aufmerksamkeit und besonders wachen Sinnen für unsere Umgebung. Wurde die Autobahnstrecke nach Böblingen noch von einem einheitlich satten dunklen Grün der Büsche und Bäume gesäumt, so mischten sich bis Herrenberg noch ganz junge helle Braun- und Grüntöne darunter. Unsere Begeisterung für die Natur steigerte sich beim Anblick eines jeden leuchtendgelben Rapsfeldes, das wir im Vorbeifahren erblickten. Als wir dann in Bernstein und um Bernstein herum noch blühende Obstbäume entdeckten, war unser Glück vollkommen.

»Wie herrlich leuchtet mir die Natur, wie lacht die Sonne, wie glänzt die Flur!« Dieses Lied hätte ich gern zu Beginn unserer Tagung angestimmt. Vorsichtshalber setzte ich mich so, daß ich wenigstens immer die schöne Aussicht genießen könnte, falls die Vorträge langweilig werden sollten. Dem wurde aber nicht so. Peter Lange umriß in seiner Begrüßung inhaltlich den ganzen Themenkomplex durch die »Parabel vom Gärtner, den es gar nicht gibt« (siehe unten) und gab uns so eine Vorstellung für die folgende Gedankenarbeit.

Otto Hammer hatte sich für seinen Vortrag gründlich vorbereitet. Sehr anschaulich referierte er über Umfang und Inhalt der beiden Schöpfungsberichte im 1. Buch Mose, Schöpfungsglauben, Gottes- und Menschenbild der biblischen Schöpfungsberichte. Bei der anschließenden Diskussionsrunde mußte er noch manche verquerten Anschauungsweisen in die rechten Zusammenhänge rücken.

Gleich nach der Kaffeepause wurden uns von Peter Lange die naturwissenschaftlichen Zusammenhänge allen Lebens erklärt. Wir kamen aus dem Staunen nicht heraus, als wir von den tausendfachen Möglichkeiten einer Entwicklung vom einzelnen Atom bis hin zur Bildung von Organismen, zur Entstehung von Leben und letztendlich zum Menschen hörten. Und ist nun der Mensch die Krone der Schöpfung oder nur eine erreichte weitere Stufe auf einer nicht endenden Evolutionsleiter? Und wenn sie endet – wo und wann? – und wer bestimmt das? – und durch was wurde dieses, was wir Universum nennen, in Gang gesetzt? Peter berichtete uns eingehender über die Sichtweise des Genetikforschers Carsten Bresch zu diesen Fragen.

Trotz aller gescheiterten wissenschaftlichen Erklärungsversuche zu unserer Entstehung möchte ich doch weiterhin meine kindliche Vorstellung behalten dürfen. Für mich lebt und webt Gott in allen Dingen und hält mich an seiner gütigen Hand. Und ich kann nur in Demut fragen: »Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, daß Du Dich seiner annimmst?« Nach diesem gehaltvollen Nachmittag drängten wir zum Spaziergang hinaus in den Sonnenschein. Im privaten Gespräch wurde noch viel weiterdiskutiert.

Die Gestaltung des Abendprogramms hatte kurzfristig Karin Klingbeil übernommen, da Blaichs leider fußkrank absagen mußten. Vielen Dank, Karin, für die schöne Einführung und die Musik aus Haydns Schöpfung. Die Augen kamen auch nicht zu kurz. Auf Dias konnten wir die einfallsreichen Darstellungen zur Schöpfungs-geschichte von Meister Bertram (bedeutendster norddeutscher Maler des 14. Jhdts.)

bewundern. In geselliger Runde klang der Abend aus.

Karins Morgenfeier bot eine neue Überraschung. An jedem Platz lag etwas aus der Natur – eine Muschel, ein Stein, ein Blatt – zum Betrachten und Befühlen. Auch ihre ausgewählte Musik – die Morgenstimmung von Edward Grieg – brachte uns unmittelbar wieder auf unser Seminarthema. Wir begannen gleich mit der Arbeit in kleinen Gruppen.

Dem Naturerlebnis und Naturempfinden, dargestellt in zahlreichen Gedichten verschiedener Epochen, wollten wir auf den Grund gehen. Dabei sollte auch immer das eigene positive oder negative Reagieren auf den Text berücksichtigt werden. Brigitte Hoffmann hatte die Textauswahl bereits auf den Vorbereitungspapieren zur Auswahl gestellt, so daß sich die Gruppen je nach Neigung zu einem Textblatt bilden konnten. In der Schlußrunde wurden dann die Ergebnisse aus diesen Gesprächen kurz referiert. Friedrich Rückert drückt aus, was wir mehrheitlich empfanden: »Ich sehe klar genug, was ich zu sehen brauche; die ganze Schöpfung lebt von Gottes Lebenshauche. *Wie* sie den Hauch empfing, das ist von Nacht umhangen, wir aber preisen Gott, *daß* sie den Hauch empfangen.«

Der Besuch im Bauernfeind-Museum in Sulz war nach dem Mittagessen ein schöner Abschluß. Ein herzliches Dankeschön an alle, die dieses Wochenende durch ihre Vorarbeit und Themenausarbeitung ermöglicht haben.

Monika Tietz

## Die Parabel vom Gärtner, den es gar nicht gibt

»Es waren einmal zwei Forschungsreisende, die zu einer Lichtung im Urwald kamen. Dort blühten allerlei Blumen und allerlei Unkraut. Der eine Forscher sagt: 'Es muß einen Gärtner geben, der dieses Stück Land bearbeitet.' Der andere stimmt ihm nicht zu: 'Es gibt keinen Gärtner.' Sie bauen also ihre Zelte auf und halten Wacht. Aber einen Gärtner bekommen sie nicht zu sehen. 'Vielleicht ist der Gärtner unsichtbar!' Sie errichten einen Zaun aus Stacheldraht. Sie setzen ihn unter Strom. Sie patrouillieren mit Bluthunden.

Aber kein Schrei weist je darauf hin, daß ein Eindringling einen elektrischen Schlag bekommen hat, keine Bewegung des Stacheldrahtes verrät je einen unsichtbaren Kletterer. Nie schlagen die Bluthunde an. Doch der Gläubige ist noch nicht überzeugt. 'Und doch gibt es einen Gärtner; er ist unempfindlich gegenüber elektrischen Schlägen; Hunde können ihn nicht riechen; und er macht keinen Lärm; er kommt im Verborgenen, den Garten zu warten, den er liebt.'

Der Skeptiker verzweifelt zum Schluß: 'Aber was bleibt denn noch übrig von dem, was du zuerst gesagt hast? Worin unterscheidet sich das, was du einen unsichtbaren, ungreifbaren und ewig entweichenden Gärtner nennst, von einem Gärtner, den man sich *einbildet*, oder sogar von einem Gärtner, den es gar nicht *gibt*?' «

(A. Flew)



# KRIEGS- UND NACHKRIEGSSCHICKSALE

Dierk von Behrens

## Der Kampf einer Mutter gegen den Hunger

Unsere Familie wohnte damals in Zoppott bei Danzig, wo meine Mutter auch studiert hatte. Doch der Zusammenbruch der Ostfront trieb uns nach Berlin zurück, wo immer stärkere Luftangriffe allerdings das Leben bald zu gefährlich machten. Während der Angriffe versammelte Hertha ihre Kinder unten im Keller um sich und erzählte ihnen Geschichten, während oben die Bomben fielen. Mutter behielt immer die Fassung. Wenn die Entwarnungssirene erklang, leuchtete der Himmel oft rot, orange oder gelb von den Flammen der brennenden Gebäude.

Frauen und Kinder wurden bald darauf evakuiert, und wir landeten in Neckartenzlingen, einem Nachbardorf von Metzingen. Dort wohnte auch Mutters Schwester Gretel mit ihrem Ehemann. In Gretels Wohnung hatten auch Herthas Schwester Ilse und ihre drei Kinder nach ihrem Austausch als Internierte aus Palästina Zuflucht gefunden. Durch einen seltsamen Zufall fanden sich die drei Schwestern ganz in der Nähe des Ortes, von dem ein Dreivierteljahrhundert zuvor ihre Vorfahren ausgewandert waren.

Doch selbst solche Dörfer wurden nun so häufig aus der Luft angegriffen, daß wir viel Zeit im Keller verbrachten. Nicht explodierte Brandbomben fanden wir einmal im Garten und in der Scheune nebenan. Mutter machte sich schon gar nicht mehr die Mühe, in den Keller zu gehen, wenn die Sirene ertönte.

Einmal hörten wir ganz in der Nähe ein lautes Krachen und metallisches Klirren. Wir glaubten schon, das sei das Ende. Doch dann rochen wir den seltenen Benzingeruch, hörten die Haustüre aufgehen und die Mutter rufen: »Schnell, schnell, holt mir ein paar Eimer!« Wir rannten herbei. Ein feindliches Flugzeug war von deutschen Jagdfliegern verfolgt worden und hatte seinen Reservetank abgeworfen. Der war acht Meter vor unserer Haustüre gelandet und war geplatzt. Mutter war so geistesgegenwärtig, daß sie viel von diesem roten flüssigen Gold rettete, ehe es versickerte. Wir benutzten dieses hochwertige Flugbenzin für den Rest des Krieges zur chemischen Reinigung.

Zwei Wochen vor Kriegsende wurde Vater Georg in einem Akt offizieller Verzeihung wieder eingezogen. Zwei Tage lang hielt er ein Gewehr in der Hand, feuerte keinen einzigen Schuß ab und war dann zwei Jahre lang in Kriegsgefangenschaft in Frankreich.

Mittlerweile mußte Mutter sich durchkämpfen, so gut sie konnte. Diese Tochter eines wohlhabenden Fabrikbesitzers und Ehefrau eines bedeutenden Ingenieurs überlebte, indem sie Weizenähren auffas, die nach der Ernte auf den Feldern übrigblieben. Wenn genügend Beutel voll waren, trugen wir sie zum Dreschen, dann zum Müller, um Mehl zum Brotbacken zu bekommen.

Wenn ein Pferd ein Bein brach und getötet werden mußte, war Mutter eine der ersten, die sich für ein Stück Pferdefleisch anstellte. Aus Löwenzahn und Sauer-

ampfer machten wir Salat, aus Brennessel Spinat und in einem Jahr gab's zwei Eier pro Person als Ration.

Die Kartoffeln schälten wir so sorgfältig, daß man durch die Schalen hindurch ein Buch lesen konnte. Die Küchenabfälle wurden täglich einem Mann gebracht, der Kaninchen in Käfigen hielt. Das gab uns das Recht, am Jahresende ein Kaninchen zu kaufen. Öl bekamen wir von den fingernagelgroßen Bucheckern, die wir an den kalten Herbsttagen sammelten, bis wir genügend Beutel voll hatten, um Öl daraus pressen zu lassen.

Im elf Kilometer entfernten Nürtingen wurde ein elektrisches Bügeleisen angeboten, etwas, das Herthas Schwestern in Nürtingen dringend brauchten. Mutter fuhr auf einem alten Herrenfahrrad dorthin. Seine Reifen hatte man aus alten Reifensstücken zusammengefleckt. In Nürtingen fand Mutter eine alte, gebrechliche Frau an ihrer Haustüre vor. Sie und ihre Schwester wollten etwas Nahrhafteres als Öl und Mehl für das Bügeleisen eintauschen, nämlich Fleisch. Wo war die Schwester? Im Bett. Warum? Die zwei Schwestern blieben abwechselnd drei Wochen lang im Bett, weil sie nicht genügend Nahrung hatten, um zwei Personen gleichzeitig auf den Beinen zu halten.

Mutter Hertha unterbreitete diese Situation der Familienkonferenz. Wir Jungen fingen Fische und Aale mit der Hand und sammelten Pilze im Wald vor Sonnenaufgang. Auch hatten wir Land bebaut. Es gab kein Zögern. Das Geschäft wurde beschlossen: etwas Mehl, etwas Öl und das Kaninchen für das Bügeleisen.

Ein andermal gab es einen Erdbeben quer über den Pfad zu einer unserer landwirtschaftlichen Parzellen. Der Gemeinderat ließ ihn abräumen, doch ein stattlicher Erdhaufen blieb an der Seite liegen. Mutter bat um Erlaubnis, ihn bepflanzen zu dürfen. Sie tat es mit Zucchini, etwas was die Ortsbewohner nicht kannten und was daher vor Diebstahl sicherer war.

In jenen Hungertagen wanderten wir weit und breit von Bauernhof zu Bauernhof mit Rucksack oder mit einem Handkarren; einmal tauschten wir eine goldene Uhr gegen einen Sack Kartoffeln.

Vater kam heim aus der Kriegsgefangenschaft. Nahrungsmittel, die er unter dem Brennholz versteckt hatte, das unter dem Haus aufgeschichtet war, hatten uns geholfen, den Morgenthau-Plan der Aushungerung zu überleben.

*(aus dem Nachruf für Hertha von Behrens anlässlich ihres Begräbnisses am 30. April 1994; aus dem Englischen übersetzt von Liselotte Thaler)*